

# **Fritz Bohnenblust : 4. September 1897 bis 1. November 1984**

Autor(en): **Bohnenblust, Ernst**

Objektyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Lenzburger Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **57 (1986)**

PDF erstellt am: **27.06.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Fritz Bohnenblust

4. September 1897 bis 1. November 1984

von Ernst Bohnenblust

---

Als ältester Sohn von Pfarrer Carl Bohnenblust von Wynau und Basel und der Mathilde Frey von Aarau wurde Fritz Bohnenblust am 4. September 1897 in Suhr geboren. Hier verbrachte er seine ersten Lebensjahre. Schon 1901 zog die Familie nach dem thurgauischen Landstädtchen Bischofzell, wo Fritz die Primar- und die Sekundarschule besuchte. 1911 folgte die Berufung des Vaters nach Zürich. Der Übertritt in das dortige Kantonale Gymnasium fiel Fritz nicht schwer. Er durchlief die altsprachlich ausgerichtete Literarabteilung mit Latein und Griechisch. Nach gut bestandener Maturität studierte er in Genf zwei Semester Medizin, erkannte aber bald, daß er sich für den Arztberuf nicht eignete. Da er eine Vorliebe für Literatur- und Sprachwissenschaft hatte, wandte er sich der Germanistik zu. Nach einem Aufenthalt in Berlin setzte er das Studium in Bern fort. Seine Freunde hatten ihn zu diesem Wechsel bestimmt. Nirgends fühlte er sich so glücklich, die Zähringerstadt, die Menschen, ihr Dialekt, die abwechslungsreiche Umgebung der Stadt, die Nähe von Alpen und Jura, alles wirkte anregend und wohltuend nach dem Aufenthalt in dem vom Weltkrieg so stark hergenommenen Deutschland. Der Krieg hatte ihn an vielem irremgemacht, ihn verunsichert. Fritz suchte nach einer festen Orientierung. Er fand sie im ersten Hauptwerk des Philosophen und Psychologen Rudolf Maria Holzapfel (1874–1930) «Panideal», dem Werk, für das sich damals Romain Rolland so begeisterte. Rolland bewunderte Holzapfels geniale Beobachtung und Darstellung seelischer Vorgänge. Philosophie und Psychologie hatten Fritz immer interessiert. Er wandte sich diesen beiden Disziplinen zu und wählte statt eines literaturwissenschaftlichen Themas für die Doktorarbeit ein philosophisches, das Problem des Wertes. Nach den Vorarbeiten ergaben sich aber solche Schwierigkeiten, daß er die Untersuchungen nicht zu einem befriedigenden Abschluß führen konnte. Unter diesem Mißerfolg litt er sein Leben lang. Immer dringlicher wurde für ihn die Frage, welchem existenzsichernden Beruf er sich zuwenden sollte. In Bern, wo er sich am liebsten dauernd niedergelassen hätte, fand er keine Möglichkeit für einen hinreichenden Broterwerb. Vor einer Anstellung in einem öffentlichen Dienst schreckte er zurück, er wollte ein zurückgezogenes Leben, das Leben eines Privatgelehrten, führen. Inzwischen hatte der Vater seinen

Beruf in Zürich aus Altersgründen aufgegeben. Die Eltern beschlossen, ihren Lebensabend in Lenzburg zu verbringen. Hier war die Mutter aufgewachsen, hier lebten außer den Verwandten noch einstige Schulfreundinnen. In Lenzburg bestand damals noch das Institut im Steinbrüchli. Dieses suchte für seine Schüler, Westschweizer im Mittelschulalter, die Deutsch lernen und allgemein weitergebildet werden sollten, einen Sprachlehrer. Nach einigem Zögern entschloß sich Fritz, die Stelle anzutreten. Geduldig, zäh und beharrlich lehrte er die Schüler, sich korrekt ausdrücken und korrekt schreiben. Der Erfolg war ermutigend. Als das



Institut einige Jahre später geschlossen wurde, setzte er seine Unterrichtstätigkeit als Privatlehrer fort. Er unterrichtete Primarschüler und Bezirksschüler, die der Nachhilfe bedurften, in Deutsch, Französisch, Latein und Mathematik. Ob jünger oder älter, er erzog sie alle zu scharfem logischem Denken, entwickelte ihr Stilgefühl, lehrte sie Aufsätze schreiben und mathematische Aufgaben methodisch anpacken. An den Abenden kamen meist Erwachsene zu ihm, Deutschschweizer, Westschweizer, Italiener, auch Jugoslawen, die Französisch, Deutsch oder Italienisch lernen wollten, um im Berufsleben eine bessere Anstellung zu erlangen. Fritz hatte den Beruf, der ihm ein hinreichendes Einkommen gewährte, gefunden. In der Regel begann er den Unterricht an den Vormittagen um zehn Uhr und setzte ihn mit nur kurzen Unterbrüchen bis in den früheren oder spä-

teren Abend fort. Dann erholte er sich am Klavier. Die Werke der alten Italiener, von Bach, Händel, Mozart, Haydn, Beethoven, Schubert, Chopin, Schumann und Brahms waren ihm von früher vertraut, mehr und mehr wandte er sich auch den Werken zeitgenössischer Komponisten zu. Bis ins Alter war er bestrebt, sein Klavierspiel technisch zu vervollkommen. In den Nächten las er literarische Werke, psychologische und naturwissenschaftliche Abhandlungen, oder er schrieb Briefe – er war ein hervorragender Briefschreiber – Briefe, in denen er sich vorwiegend mit politischen, wissenschaftlichen und weltanschaulichen Fragen auseinandersetzte. Dann eilte er zum Briefkasten, damit die Briefe noch mit der ersten Post abgingen. –

1945, in der Mitte seines Lebens, erschloß sich für Fritz völlig überraschend ein neues Arbeitsgebiet. Ein Verwandter bat ihn damals, die Geschichte der Familie Häusler von Lenzburg zu erforschen. In den freien Stunden neben dem Privatunterricht suchte er in den Archiven von Lenzburg und Aarau in den Tauf-, Ehe- und Totenrödeln, den Rats- und Gerichtsmanualen, Stadtratsprotokollen, Zivilstands- und Bürgerregistern, dem Besatzungsmanual (Rats- und Ämterbesetzung) und weiteren Urkunden nach Aufzeichnungen, die Auskunft geben konnten. Es gelang ihm, die Geschichte der Familie und den Stammbaum bis ins sechzehnte Jahrhundert zurückzuverfolgen. Die Arbeit war zeitraubend, oft mühsam und schwierig. Das Entziffern manch alter Schriften erforderte Geduld. Früher gebräuchliche, heute nicht mehr bekannte Ausdrücke mußten erklärt werden. Unentbehrlich für das Verständnis für das wechselvolle Schicksal mancher Familienglieder war letztlich die hinreichende Kenntnis der Geschichte der Stadt Lenzburg, des Kantons Aargau und der Schweiz vom sechzehnten bis ins neunzehnte Jahrhundert, die Kenntnis der politischen, sozialen und kulturellen Verhältnisse, der Entwicklung der Wirtschaft und des Rechtes in diesem Zeitabschnitt. Das Erforschen der Familiengeschichte war überraschenderweise nur der Beginn eines beinahe vier Jahrzehnte währenden Nachforschens in den Archiven. Denn immer wieder gelangten Privatleute, später auch die Behörden an ihn mit der Bitte um bestimmte Auskünfte. Mit der Erforschung von Herkunft, Leben und Schicksal des berühmten Hafners und Fabrikanten von Fayencewaren Johann Jacob Frey (1745–1817), des «Fayencier von Lenzburg», trug Fritz bei zur Monographie «Die Lenzburger Fayencen und Öfen des 18. und 19. Jahrhunderts» von Siegfried Ducret, dem Zürcher Arzt und Porzellanforscher. Für das große Werk «Die Kunstdenkmäler der Schweiz» ermittelte er die Bauherren und Architekten, die Bauzeiten und Kosten, Käufe und Verkäufe und die Bewohner einer Reihe von Lenzburger Bürgerhäusern. In einer kleinen Abhandlung stellte er das Leben und Schicksal der beiden bedeutenden Lenzburger Ebenisten (Kunsttischler) Samuel Hämmerli Vater und Sohn (zwischen 1750 und

1855) dar und befaßte sich eingehend mit den kunstvollen Möbeln, die sie geschaffen hatten (vgl. Lenzburger Neujahrsblätter, 1962). Öfters baten ihn Nachkommen von im siebzehnten, acht- oder neunzehnten Jahrhundert ausgewanderten Lenzburger Bürgern um nähere Auskunft über ihre Vorfahren. Was in den Archiven noch zu finden war, faßte er in kürzeren oder längeren Berichten zusammen und übermittelte diese den Nachkommen. Einige von ihnen, meist Bürger der Vereinigten Staaten von Amerika, reisten nach Lenzburg, um die Heimat ihrer Vorfahren kennenzulernen, und besuchten ihn bei dieser Gelegenheit. – Es ist seltsam, ursprünglich hatte Fritz nur geringes geschichtliches Interesse, die Vergangenheit bedeutete ihm wenig, nie wäre es ihm in den Sinn gekommen, ein Archiv zu besuchen. Es bedurfte dazu des äußeren Anstoßes. Nachdem er einmal in den Archiven zu forschen begonnen hatte, erwachte das historische Interesse in ihm. Sein geschichtlicher Horizont erweiterte sich, die Vergangenheit beschäftigte ihn immer stärker. Im Laufe der Jahre erlangte er eine umfassende Kenntnis der Geschichte der Stadt Lenzburg.

Mit seinem Freund, dem Bezirksschullehrer und Heimatforscher, Edward Attenhofer, setzte er sich für das Heimatmuseum und die «Vereinigung für Natur und Heimat» als langjähriges Mitglied beider Vorstände tatkräftig ein.

Über das achtzigste Jahr setzte er den Privatunterricht in beschränkterem Umfang fort. Die Ortsgeschichte beschäftigte ihn weiterhin. Daß er noch gelegentlich um Auskunft gebeten wurde und diese dank seinen Kenntnissen oder durch weiteres Nachforschen in den Archiven geben konnte, freute ihn ganz besonders. «Es tut gut», schrieb er, «noch etwas zu leisten, aus der Fülle etwas zu geben und sich nicht ganz versinken zu lassen in übles hilfloses Alter». Mit regem Interesse verfolgte er die neuesten, das Weltbild, die Weltanschauung tangierenden Ergebnisse und Hypothesen der Naturwissenschaften.

Körperliche Leiden blieben ihm in den letzten Jahren nicht erspart, seine Kraft erlahmte, die Übersiedlung ins Leichtpflegeheim konnte nicht mehr weiter hinausgeschoben werden. Er sträubte sich dagegen. Die Wohnung im mächtigen alten Haus am Steinbrüchliweg mit dem weiten Blick auf den Jura, die Räume, in denen er über fünfzig Jahre gelebt hatte, für immer verlassen zu müssen, kam ihm als ein Untergang, als eine Katastrophe vor, die er nicht überleben wollte. Kaum vierzehn Tage im Heim, erlag er einer Lungenentzündung.

Mein Bruder durfte den Dank vieler, die er unterrichtet oder denen er einen Dienst erwiesen hatte, erfahren. Er hat manchen jungen Menschen über Schul- und Lebensnöte hinweggeholfen, den Übertritt in eine höhere Schule ermöglicht oder den Weg in den Beruf geebnet; er war immer hilfsbereit.